

Bonapartes Reise durch die Schweiz

Autor(en): Gustav Steiner

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1928

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/e8c2732b-c85c-41b3-9180-5d235ed850ad>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Bonapartes Reise durch die Schweiz.

Von Gustav Steiner.

Die Reise, die der junge Sieger Bonaparte von Mailand nach Rastatt zurücklegte, hat bei den Zeitgenossen eine Aufmerksamkeit, und noch später einen Eindruck hervorgerufen, die in keinem Verhältnis stehen zu der kurzen Dauer, da sich der General auf schweizerischem Boden aufhielt. Denn alles in allem umfaßte seine Fahrt über eidgenössisches Gebiet nicht mehr als drei und einen halben Tag. Er war vom Dienstag Nachmittag, den 21. November 1797, bis Freitag Abend, den 24. November, unterwegs. Seine Durchreise war lange voraus angekündigt, mit Spannung wurde er auf seiner Route erwartet, aber rascher, als man vorausgesehen, entschwand er den Blicken. Und so widersprechend waren — besonders nachträglich — die Aussagen derjenigen, die ihn beobachtet hatten, daß in der Folgezeit und im Zusammenhang mit der Umwälzung in der Schweiz nach einer einheitlichen Deutung gesucht wurde.

Heute noch gehen die Anschauungen über die Absichten, die mit dieser Reise verknüpft waren, weit auseinander. Es ist leichter, die Einzelheiten des Vorganges zusammenzustellen, als ein unbefangenes Urtheil über die ihm inwohnende Bedeutung zu gewinnen. Darum soll hier nicht diese Reise geschildert werden, wie sie sich aus zeitgenössischen Aufzeichnungen und Akten darstellt, sondern es soll der Versuch gemacht werden, die politischen Verhältnisse zum Ausgangspunkt zu nehmen, Furcht und Hoffnungen der schwei-

zerischen Staatsmänner zu ergründen und so ein zuverlässiges Urteil über die Bedeutung jenes Ereignisses zu gewinnen, das in der Begegnung Bonapartes mit dem Basler „Revolutionsmacher“ Ochs seinen Höhepunkt findet. Wir gewinnen dadurch eine Einsicht, die uns verschlossen ist, solange wir den Standpunkt in die Zeit verlegen, da die helvetische Revolution vollzogen und die napoleonische Militärdiktatur eine vollendete Tatsache ist. Wir müssen vielmehr dem Gang der Ereignisse folgen, so wie sie sich regelrecht entwickelt haben.

Damit werden aber auch die Fragen gelöst, die aus den widersprechenden Urteilen, welche die Geschichte bis heute festgehalten hat, sich uns stellen. Und wie weit gehen diese Urteile auseinander! „Man hatte keine Ahnung“, so schreibt Dierauer in seiner schönen Darstellung schweizerischer Geschichte, „von seinen feindseligen Gesinnungen gegenüber einem Lande, das er mit dem Auge eines von weltumfassenden Plänen und unbegrenztem Ehrgeiz erfüllten Feldherrn und Politikers betrachtete.“ Anders äußert sich der Napoleonbiograph Kircheisen: „Man hat diese Reise öfters für eine militärische Erkundungsreise des weitblickenden Generals gehalten. Es scheint aber, daß man den Ideen Bonapartes zu weit vorgegriffen und ihm Absichten unterschoben hat, die er gar nicht hatte.“ Und in der reich dokumentierten „Vorgeschichte der helvetischen Revolution“ von Hermann Büchi findet sich die Anmerkung, die Bedeutung von Bonapartes Reise für den schweizerischen Umsturz sei vielfach überschätzt worden. Zeitgenössische Urteile, die zunächst nur als Vermutungen einzelner Korrespondenten zu werten sind, können die Auffassung verstärken, daß Bonaparte keine Rekognoszierung beabsichtigte, sondern ohne weitere Absicht die Strecke nach Rastatt durch die Schweiz zurücklegte und, weil es sich um nichts anderes als eine notwendige Reise handelte, die Fahrt beschleunigte (Kircheisen III, 16).

Gerade die Beschleunigung der Reise konnte den Eindruck, als handle es sich um eine Informationsreise, gar nicht auf-

kommen lassen. Bonaparte bedurfte ihrer übrigens nicht, weder in politischer noch in militärischer Absicht. Wenn er fast zwei Jahrzehnte später auf St. Helena mit überraschender Präzision und frappanter Anschaulichkeit seine militärischen Ansichten über die Schweiz entwickelte und Massénas Feldzug oder den Rückzug Jourdans kritisierte, dann waren andere Kenntnisse notwendig als diejenigen, die er auf seiner kurzen Fahrt durch die Schweiz gewonnen hatte. Er konnte über die Gebirgspässe urtheilen, auch ohne den Gotthard, dem er den Vorzug gab, begangen zu haben, und über die Schweiz als ungeeignetes Operationsgebiet, ohne sich dort je geschlagen zu haben. Seine politischen Pläne vollends waren von den Eindrücken, die er in Lausanne oder Liestal gewann, keineswegs abhängig. Zweifellos war er auch auf dieser Fahrt ein scharfer Beobachter, wie dies seiner Natur und seinen Fähigkeiten entsprach. Aber die Bedeutung der Reise liegt auf einem andern Gebiet.

Sein wahres Gesicht behielt er für sich. Durch Zurückhaltung und verbindliche Worte täuschte er alle Welt. Der Landvogt von Büren, der ihn als einen frühern Bekannten in Lausanne begrüßte, war erfreut, wie beim Empfang „die hohe Regierung in Ehren gehalten wurde“, und er ließ nicht nach, bis ihm Bonaparte das Versprechen gab, er werde in Bern Rasttag halten und seinen Aufenthalt dort nach Möglichkeit ausdehnen. Bonaparte war ein so vortrefflicher Komödiant, daß der Landvogt von Nyon allen Ernstes in seinem Briefe an den Berner Geheimen Rat sich über die Rutschereiferte, die, unbekümmert um die Zeichen zum Anhalten, in vollem Galopp durch Coppet sprengten, so daß der Empfang, den der Landvogt vorbereitet hatte, durch diese Kerle vereitelt wurde. Erlach von Spiez schrieb an Johannes Müller, man habe im allgemeinen allen Grund, mit Bonaparte zufrieden zu sein, und ein Bericht aus Rolle sprach sich dahin aus, Bonaparte habe mehr Indifferenz als Interesse für dies Land an den Tag gelegt; die Anzufriedenen habe er keineswegs in ihren Absichten gestärkt!

Bonaparte bedurfte der Refognoszierung nicht, er war nicht Agitator, er sprach keine zündenden, aufreizenden Worte, und trotzdem war diese Reise von entscheidender Wirkung. Denn tatsächlich stellte er auf dem Gastmahl zu Basel, am 24. November 1797, die Verbindung her mit den Patrioten, so daß die Revolutionierung des Kantons und damit diejenige der ganzen Eidgenossenschaft eingeleitet wurde.

So selbstverständlich, wie es den Anschein hat, war dieser Zusammenschluß nun allerdings nicht. Die Verhältnisse lagen keineswegs so einfach, wie sie bisher in geschichtlichen Darstellungen (z. B. von Dechli) gegeben sind. Die Begegnung von Bonaparte und Dchs brachte eine Klärung der Verhältnisse, die sogar für den Nächstbetheiligten überraschend und die für den abseits Stehenden nicht ohne weiteres deutlich war. Die Wandlung zeigt sich auffällig in den Briefen, die Ebel aus Paris schrieb. Er warnte, drei Wochen nach dem Basler Empfang, seine Freunde nicht mehr vor dem Direktorium allein, sondern auch vor Bonaparte, und er geriet förmlich in verzweifelte Wut darüber, daß z. B. Hans Heinrich Füßli alle Welt- und Menschenkenntnis verloren habe und nicht einsehen wolle, wie Bonaparte durch seine Artigkeit wie ein gewinnsüchtiger Spekulant die andern hinter's Licht führen wolle. Aber auch Ebel selbst war ursprünglich der Täuschung unterlegen.

Die ausschlaggebende Bedeutung der Reise Bonapartes durch die Schweiz und seines kurzen Aufenthaltes in Basel wird uns zum erstenmal deutlich, wenn wir die Tatsachen in ihrer Entwicklung und wenn wir Vermutungen, Hoffnungen und Befürchtungen aus den Äußerungen des Basler Oberstzunftmeisters Peter Dchs herauslesen. Als geistiges Haupt der Demokraten und als Anhänger der Grundsätze, die in der französischen Revolution gesiegt hatten, als Mitglied der Basler Regierung, von den Freunden der politischen Gleichheit geschätzt, von den Aristokraten gehaßt, stand er damals im Vordergrund. Als Vermittler des französisch-preussischen

Friedens besaß er ein Ansehen, das weit über die Grenzen seines Landes hinausreichte.

* * *

Seit dem Ausbruch der französischen Revolution befand sich Basel in Sorge und in wechselvoller Bedrängnis. Die Umtriebe der Emigranten, die sich in die Schweiz geflüchtet hatten oder in ihrer Nähe einen Durchbruch nach Frankreich vorbereiteten, die Empörung in der Eidgenossenschaft über die Niedermeglung der Schweizergarde, die Begünstigung der Revolutionsfeinde durch aristokratische und patrizische Regierungen, dann, seit dem Ausbruch des Koalitionskrieges, die wiederholte Verletzung der schweizerischen Neutralität, vor allem aber die Umtriebe der französischen Kriegspartei, erzeugten mehr als einmal eine Erbitterung, die den Krieg mit Frankreich als unvermeidlich erscheinen ließ. Durch den Basler Frieden vom Jahre 1795 trat eine Entspannung ein. Aber sie war nicht von Dauer. Die Koalition war zwar gesprengt, aber der Krieg mit Oesterreich war nicht beendet, und da Frankreich durch den Frieden mit Preußen und Spanien freie Hand bekam, durfte es auf die Rücksichten, die es der Schweiz gegenüber notgedrungen genommen hatte, verzichten. Um so sehnlicher erwarteten die schweizerischen Staatsmänner den Abschluß eines allgemeinen Friedens.

Die Entscheidung im Koalitionskrieg fiel nicht auf dem deutschen, sondern auf dem italienischen Kriegsschauplatz. In Basel freilich stand man den Siegen Bonapartes fern; man beurteilte die Lage und Sicherheit fast ausschließlich nach der Gefahr, der man jeweils in nächster Nähe ausgesetzt war. So unterschätzte zweifellos auch Ochs die militärischen Erfolge Bonapartes. Als Mantua in die Hand des Siegers fiel, war er der Meinung, der Gewinn sei nur möglich gewesen, weil die Festungen Hüningen und Kehl zähen Widerstand geleistet und die Kräfte des österreichischen Erzherzogs Karl gebunden hätten. Und als die Oesterreicher den heiß umstrittenen Brücken-

kopf von Hüningen schließlich doch noch sich erkämpften, da war den Baslern dies Ereignis viel wichtiger als irgendeine Kampfhandlung, die sich in weiter Ferne vollzog. Denn die Feindseligkeiten, so nahe den Toren der bedrängten Stadt, hatten die Sicherheit und die Neutralität immer wieder in Gefahr gebracht und Aufregung und politischen Zwist in die Bürgerschaft hineingetragen. Den Ereignissen jenseits des Gotthard wurde nicht die Bedeutung zugemessen, die ihnen in Wahrheit gebührte. Nach der Übergabe des Hüninger Brückenkopfes durch Ferino an die Österreicher, anfangs Februar 1797, folgte, wie Ochs sich in seiner Geschichte ausdrückt, „bei acht Monaten Ruhe, und die Regierung hatte nicht viel mehr als die gewöhnlichen Geschäfte zu behandeln“.

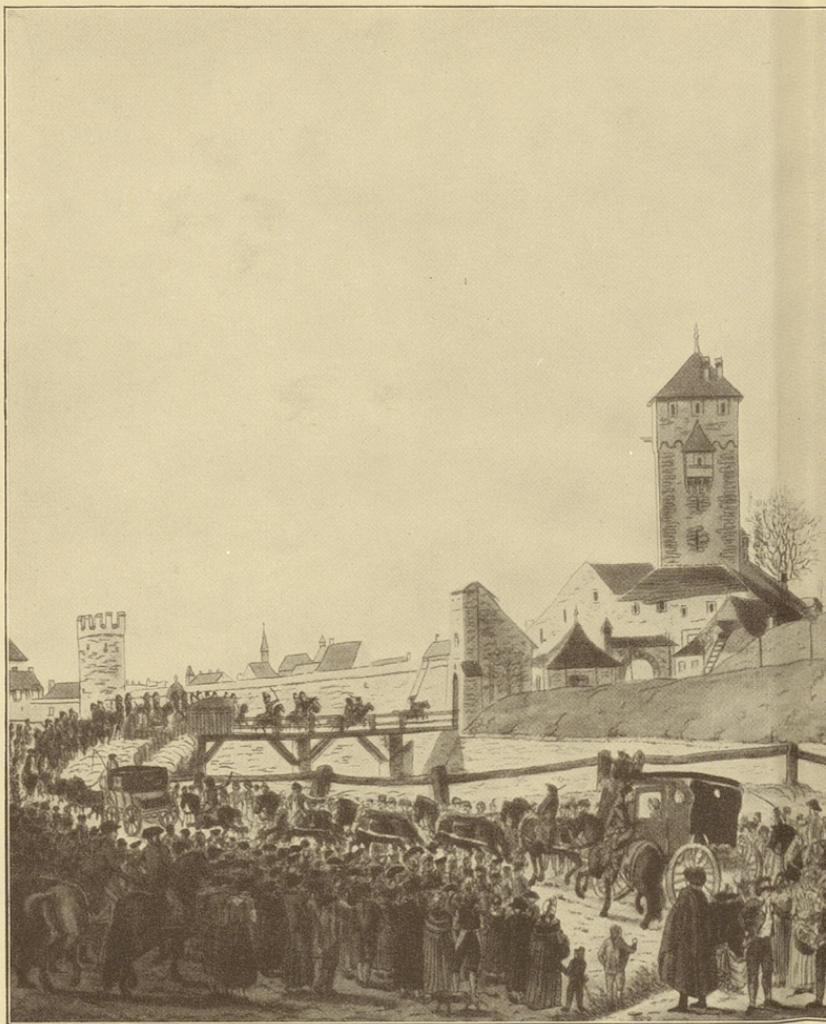
Aber gerade in diesem Zeitraum verschärften sich die Beziehungen der Schweiz zu Frankreich. Der Sieger Bonaparte kümmerte sich wenig um die schweizerische Neutralität. Seine Kanonenbothen befuhren den Langensee, und Beschwerden beantwortete er mit militärischen Drohungen. Er förderte die revolutionäre Propaganda in den emmenthalischen Vogteien und beantragte dem Direktorium, sie in Tausch zu verlangen gegen das bisher österreichische Fricktal (14. Mai 1797). Eigenmächtig hob er das helvetische Kollegium in Mailand auf und erbitterte durch diese Konfiskation vor allem die katholischen Orte. Den Bernern machte er die Begünstigung der Emigranten zum Vorwurf, vom Wallis forderte er das Durchzugsrecht und eine Militärstraße durchs Rhonetal. Trat ihm hier das Direktorium entgegen, weil es nicht den Krieg mit der Eidgenossenschaft provozieren wollte, so hatte er dafür einen durchschlagenden Erfolg mit seiner Einmischung im Veltlin. Da sich nämlich die Graubündner Herren nicht dazu entschließen konnten, die Untertanenverhältnisse im Veltlin aufzuheben und politische Gleichberechtigung zu gewähren, sprach Bonaparte als Schiedsrichter am 10. Oktober 1797 das Urteil. Er billigte den Anschluß der drei Landschaften an die von ihm gegründete Cisalpinische Republik.

Ein ähnliches Schicksal konnte den tessinischen Vogteien widerfahren. Zur Wahrung ihrer Interessen schickte die Eidgenossenschaft schon im Frühjahr 1797 Repräsentanten ins Tessin. Viel wichtiger wäre es freilich gewesen, den Umtrieben durch wirksame Reformen zuvorzukommen. Einen Vorstoß unternahm Ochs in Basel. Er stellte am 1. Mai 1797 im Großen Rat den Antrag auf Befreiung der italienischen Vogteien. Die Untertanen der von den Eidgenossen einst eroberten Gebiete sollten gleichberechtigte Bundesgenossen werden, Glieder der Eidgenossenschaft.

Aber eine derartige Neuerung, die auf freiwillige Verzichtleistung hinauslief, fand kein Verständnis.

Die schweizerischen Regierungen, erschreckt durch die Vernichtung Venedigs und durch die Forderung Bonapartes ans Wallis, setzten ihre Hoffnung auf das Direktorium. Sie rechneten mit dem Gegensatz, der, nach allgemeiner Auffassung, zwischen der Politik der französischen Regierung und derjenigen des gewalttätigen Generals bestand. Große Erwartungen waren freilich nicht am Platze. Denn seit einem Jahre hatte es das Direktorium an Unfreundlichkeiten und Drohungen nicht fehlen lassen. Zudem bestanden unter seinen Mitgliedern schroffe Gegensätze. Die Zukunft war demnach recht unsicher.

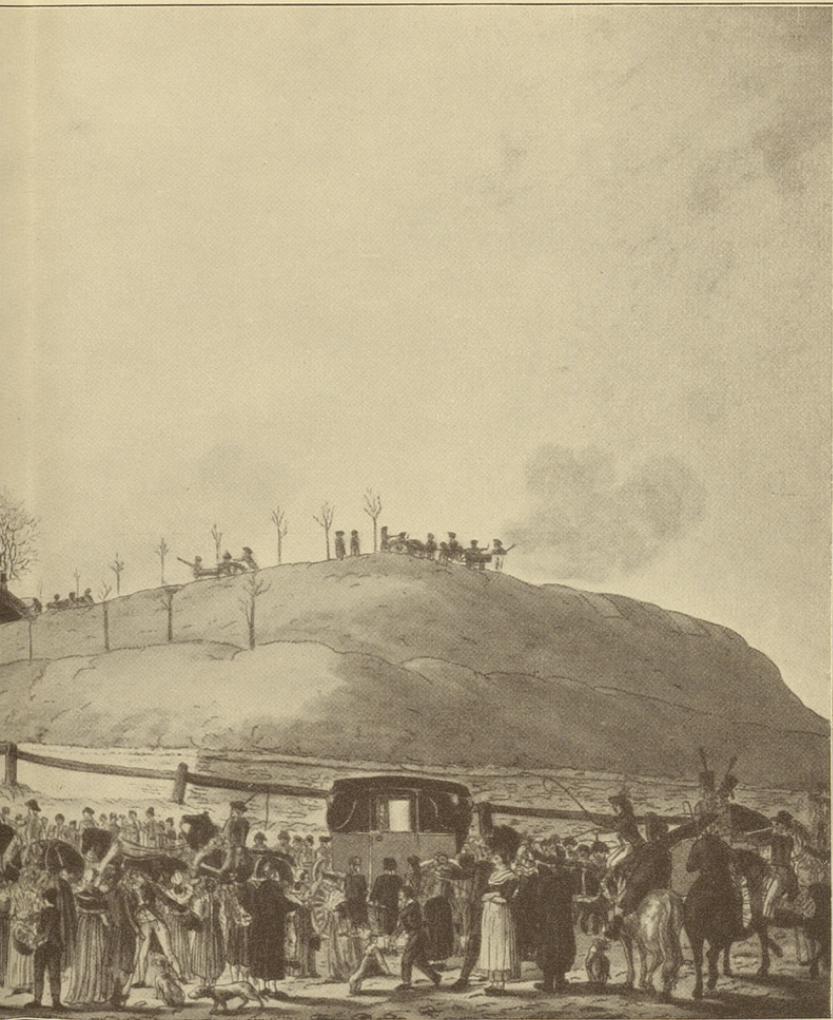
Da erschien es als ein wahrer Glücksfall, daß der bisherige französische Gesandte, der in den schwierigsten Augenblicken sich für die Unantastbarkeit der Schweiz und für die Freundschaft der beiden Republiken eingesetzt hatte, ins französische Direktorium gewählt wurde. Mit Barthélemy verlor freilich die Schweiz einen Gesandten, der als Mann des Friedens gewirkt hatte. Aber seine Kräfte hatten kaum hingereicht, bisherige Krisen zu überwinden. Sie hätten bei der gewalttätigen raschen Entwicklung, die einsetzte, ohne weiteres versagen müssen. Das war sogar die Auffassung seines Sekretärs Bacher, der Barthélemys Beförderung als eine Einwirkung der Vorsehung bezeichnete, die ihm denjenigen Platz anweise, von dem aus allein er die Revolutionierung der



ENTRÉE DU GÉNÉRAL BUONAPARTE

le 24 Novembre 1797, arrivant d'Italie

Publié par Chr. de Mechel, et



PARTE DANS LA VILLE DE BASLE

alie pour se rendre au Congrès de Rastadt.

el, et se trouve chez lui à Basle.

Schweiz verhindern könne. Und der Sekretär Marandet faßte sein Urtheil über diese Wahl in die Worte zusammen: Für diesmal ist die Schweiz gerettet! Ähnlich Bonstetten in seinen Zeilen an Ochs: Die Wahl Barthélemys hat uns noch einmal gerettet; die Drangsale und Widerwärtigkeiten, die uns Bonaparte zufügt, kennen Sie.

Ochs theilte diese Freude aus mancherlei Gründen. Er versprach sich durch die Beförderung seines Hausfreundes ins Direktorium auch ganz persönliche Vorteile. Zunächst hoffte er seinen ältesten Sohn in einem Bureau des neuen Direktors unterzubringen, eine Hoffnung, die sich in der kurzen Frist freilich nicht erfüllte. Hingegen wurde die politische Stellung des Oberstzunftmeisters durch die Erhebung seines Gastes zum Mitglied der französischen Regierung außerordentlich begünstigt und gefestigt. Jetzt nahm er ganz persönlich an der Auszeichnung teil, die dem bisherigen Ambassador zufiel.

Mit all den Ehren, die ein kleiner Stadtstaat, wie Basel war, aufzubringen vermochte, wurde Barthélemy am 2. Juni 1797 nach der nahen Grenze geleitet. Die ganze Stadt war auf den Beinen, die Bürgerschaft stand unter flatternden Fahnen, sie trug „das Gewehr scharf“. Die Chasseurs bildeten schon am frühen Morgen die Ehrenwache vor dem Holsteinerhof, die Freikompagnie paradierte, und auf dem ganzen Weg bis zum Thor bildete das Militär Spalier. Trompeter und dreißig Jäger zu Pferd ritten voraus, dann zwei Überreiter in den Farben des Freistaates, ihnen folgend, vier-spännig, die Herrenkutsche mit den beiden Geheimen Räten Hagenbach und Rosenburger, anschließend Monsieur — nicht citoyen! — Barthélemy, in Begleitung seines Bruders und des Sekretärs Marandet. Noch zwei weitere Wagen schlossen sich an; die Gesandtschaftssekretäre Bacher und Laquante folgten ihrem Herrn. Am Bannstein stiegen die Deputierten aus, Barthélemy tat desgleichen, sie hielten ihm eine kurze Rede, und nachdem er sie beantwortet und die Basler Herren umarmt hatte, wurde ihm von den französischen Reitern das

weitere Geleit gegeben. Sie führten ihn durch einen Triumphbogen, dessen Aufschrift das Wesen des Mannes und seine bisherige und künftige politische Richtlinie aussprach: *La Paix et Barthélemy*. Die Kanonen auf dem Basler Bollwerk verstummten. Dafür donnerten jetzt die Geschütze der französischen Festung Hüningen.

Die Abreise Barthélemys ergriff das den Gemütsbewegungen so leicht zugängliche Herz eines Peter Ochs. Er müsse Tränen vergießen, schrieb er an den Zürcher Freund Meister, und doch freue er sich über die glänzende Erhebung seines Freundes und über den Gewinn, den das Direktorium aus dieser Wahl ziehe.

Er konnte nicht genug tun an Beweisen der Teilnahme. Noch sein Sohn Eduard, damals ein Kind von fünf Jahren, erinnerte sich daran, wie er gemeinsam mit der Schwester am Morgen des 2. Juni Blumen über die Stufen des Hauses streute. „Die Haustüre“, so notiert ein fleißiger Tagebuchschreiber, „war mit Blumenkränzen behängt, mit Florband durchzogen, und die Treppe vor der Tür mit Rosen und Blumen gestreuet.“ Ochs ließ auch eine Subskriptionsliste zirkulieren, um die Büste Barthélemys anfertigen zu lassen. Er schickte ihm sein Bild und versah es mit dem Bekenntnis:

Je n'ai ni chaîne d'or, ni médaille à t'offrir,
Je rappelle à ton souvenir
Les seuls traits d'un ami fidèle
Qui ne sent que regrets, reconnaissance et zèle.

Aber schon wenige Wochen nachher verleugnete er ihn.

Denn in Frankreich vollzogen sich in kurzem Zeitraum wichtige Änderungen. Im Frühjahr hatten die Gemäßigten in den beiden Räten die Mehrheit erlangt. Sie bildeten eine Friedenspartei, die von der Politik der natürlichen Grenzen und dem Krieg ohne Ende nichts wissen wollte. Dem Direktorium machten sie zum Vorwurf, es mische sich verfassungswidrig in die Angelegenheiten der andern Völker, es ver-

künde ihnen die Freiheit und bringe Knechtschaft. Im Direktorium selbst waren die Gemäßigten in Minderheit. Carnot und Barthélemy hatten schweren Stand gegen die radikalen Demokraten Barras, Reubell, Lareveillère.

Da machte General Bonaparte, dem die Macht als Gesetz genügte, dem ungleichen Spiel der Kräfte ein Ende. Er schickte seinen General Augereau nach Paris. Am 18. Fructidor des Jahres V, d. i. am 4. September 1797, vollzog dieser den Staatsstreich, dem für spätere ungesetzliche Eingriffe, auch in der Helvetik und im schweizerischen Verfassungsleben, symptomatische und vorbildliche Bedeutung zugekommen ist. Denn im weitern Verlauf der Revolution gilt jeder Staatsstreich einer radikalen Partei gegen ihre gemäßigten Gegner als Fructidorisierung, als Blutauffrischung und als Reinigung von den dem Prinzip untreuen Elementen.

Die Fructidorisierung, die in Bonapartes Auftrag durch Augereau vollzogen wurde, bestand darin, daß er mit 10000 Mann die Tuilerien umstellte, eine große Zahl von Abgeordneten verhaftete und vor allem sein Netz nach Barthélemy und Carnot auswarf. Der letztere, rechtzeitig gewarnt, entging ihm.

Das Direktorium wurde durch zwei Demokraten ergänzt: durch Merlin (de Douai) und François (de Neufchateau). Vergeblich hatte Augereau auf den Sitz gehofft. Sogar Masséna erhielt eine größere Zahl von Stimmen. Wem immer Wahl und Ehre zuteil wurde: er hatte sich dem energischen Reubell anzupassen, der seinerseits, willig oder widerwillig, unter der Macht des italienischen Siegers und Regierungsmachers stand. Denn in Tat und Wahrheit lag die Politik in den Händen Bonapartes.

Auch Peter Ochs machte die Fructidorisierung mit. Seine Stellung war erschüttert im gleichen Maß, wie sie noch kurz vorher gefestigt worden war. Er hatte sich der Protektion Frankreichs rühmen können, hatte auch mit der Freundschaft Barthélemys geprunkt. Der Aufstieg des Ambassadors

ins Direktorium kam einer Erhöhung des Oberstjunktmeisters gleich, dessen Einfluß bis ins Direktorium zu reichen schien. Aber mit dem 18. Fructidor nahm die Herrlichkeit ein Ende. Wer sich Barthélemy's Freund rühmte, der war jetzt der Feind des Direktoriums. Dchs war kompromittiert. Die Zeitungsnachricht, die ihn verdächtigte, Carnots Freund zu sein, konnte er als schmäbliche Verleumdung zurückweisen. Aber die Freundschaft mit Barthélemy — die war zu offenkundig gewesen.

Da machte Dchs ganz einfach die Wendung mit. Er strich den Gestürzten aus der Reihe seiner Freunde. Er beging an ihm jene Untreue, unter der ihn später unzuverlässige Gesinnungsgenossen selber leiden ließen. Er löste sich um so leichter, weil ihm tatsächlich der Ambassador stets zu nachsichtig gewesen war.

Es liegt nichts Erhebendes in dieser opportunistischen Politik, die sich von jetzt an je länger um so mehr in seiner Handlungsweise ausdrückt. Seinen demokratischen Anschauungen blieb Dchs treu; aber mit einer Anpassungsfähigkeit an Verhältnisse und Menschen, die den Stempel der Unzuverlässigkeit trägt, suchte er an sein Ziel zu kommen. Dies Ziel beherrschte ihn. Er hatte ihm so viel an Idealismus, an Lebensfreude und Glück, an Arbeitskraft und Überzeugung geopfert, daß es für ihn, dem Ansehen und Erfolg im Leben alles bedeuteten, keine Umkehr gab.

Ohne Mitwirkung der französischen Regierung war die Umschaffung in der Schweiz unmöglich. Davon war Dchs überzeugt. Daraus aber ergab sich, daß er mit dem Direktorium, wie es immer zusammengesetzt war, sich verständigen mußte. Was zwischen ihm und der gereinigten Regierung in Frankreich stand, das war einzig und allein der Schatten Barthélemy's. Grundsätze kamen da nicht in Frage. Von einer radikalen Regierung hatte Dchs mehr zu erwarten als von einem Direktorium des Friedens. Er wollte endlich einmal eine Entscheidung in der Schweiz. Ohne Nachwort

Frankreichs wurden keine Untertanenländer zu freien Bundesgliedern erhoben, wurde das bernische Patriziat nicht gebrochen, die politische Gleichheit nicht eingeführt, die Untertänigkeit der Bauern nicht aufgehoben, wurden die Lasten des Landvolkes, die Klassenunterschiede in den Städten nicht beseitigt. Die Aristokratien verwandelten sich nicht freiwillig in Demokratien.

Weil Ochs eine Entscheidung wollte, war er mit dem Staatsstreich einverstanden. Er hielt ihn nachträglich für unumgänglich nötig. Er habe ihn auch schon seit Monaten vorausgesehen. Barthélemy, so schrieb er an Leonhard Meister, sei im Grunde seines Herzens stets Royalist und Aristokrat gewesen. Man habe viel Aufhebens gemacht, wie er sein besonderer Freund gewesen; aber genau soviel Freundschaft habe der Ambassador denjenigen entgegengebracht, die mit Ochs verfeindet waren.

Wenn er nicht wollte, daß seine Hasser über ihn triumphierten, mußte er die zerrissenen Verbindungen durch wertvolle ersetzen. Er war zurückhaltend gegenüber Bacher, dem französischen Geschäftsträger, der in den Sturz Barthélemys hineingezogen wurde. Dafür nahm er Fühlung mit dem Kommissär Mengaud, der als besonderer Vertrauensmann des Direktoriums Ende September nach Basel kam, hier die Schriften der Legation versiegelte, dann nach Bern und Zürich reiste, um, zur großen Freude von Ochs, die Ausweisung Wickhams zu verlangen. Er verfehlte nicht, Ochs aufzusuchen, und es bildete sich ein vertrauliches Verhältnis, das allerdings sehr rasch gestört wurde. Denn Mengaud entwickelte eine Selbständigkeit, die sowohl dem Basler als auch dem französischen Direktorium unbequem wurde.

Mit Bonaparte die Verbindung herzustellen, das kam Ochs nicht in den Sinn. Die Begeisterung für den Kriegshelden auf dem italienischen Schauplatz machte er nicht mit, und was von dessen Gesinnung und Absichten herumgeboten wurde, das war so widersprechend, daß es unmöglich war, sich

ein System daraus abzuleiten. Daß das Schicksal der Schweiz wie dasjenige Europas in seiner Hand liege, das war nicht vorauszusehen.

Dagegen konferierte Ochs mit Augereau, als dieser nach vollzogenem Staatsstreich über Basel reiste.

Und jetzt tat er den bedeutungsvollen Schritt: Er suchte Anschluß an Friedrich Cäsar Laharpe. Dieser waadtländische Edelmann, der für die Befreiung seiner Heimat von der bernischen Untertänigkeit seine angesehene Stellung, sein Vermögen und selbst seine persönliche Sicherheit zum Opfer brachte, verfolgte mit eiserner Konsequenz und mit steigender Erbitterung sein Ziel, mit Hilfe Frankreichs den Waadtländern zu politischer Selbständigkeit zu verhelfen. Er hatte den Staub von den Schuhen geschüttelt, weil es ihm nicht möglich war, in der Unfreiheit zu atmen und Untertan der Gnädigen Herren von Bern zu sein. Als Prinzenenerzieher blieb er am russischen Hofe seiner demokratischen Gesinnung treu, und Katharina II. ließ den „Jakobiner“ gewähren, ob schon ihn die Berner verantwortlich machten für die Unruhen, die 1791 im Waadtland ausgebrochen waren. Was seine Stellung in Petersburg unhaltbar machte, das waren die Familienintriguen, in die ihn Katharina hineinzog. Da er die Rolle, die sie ihm zgedacht, nicht übernehmen wollte, erhielt er seine Entlassung. Aber die Anhänglichkeit seines Zöglings Alexander nahm er mit sich, als er sich zunächst in Genhód auf Genferboden, dann in der Nähe von Paris niederließ. Er wurde das Haupt der waadtländischen Patrioten und war eine Größe für sich, neben der der Schweizerklub in Paris mit seinen meist zweifelhaften Elementen recht wenig zu bedeuten hatte.

In seinen Kampfschriften — die einer sachlichen Prüfung nicht standhalten — bestritt er den unbedingten Rechtsanspruch der Berner auf die Waadt, und er konstruierte ein Kontrollrecht, das Frankreich zustehet. Frankreich, so behauptete er, habe zur Zeit, als die Waadt in bernischen Besitz gelangte,

im Lausanner Vertrag vom Jahre 1564 die dem waadt-
ländischen Volke reservierten, von den Bernern aber miß-
achteten Freiheiten garantiert. Aus dieser Garantie leitete er
ein Interventionsrecht, ja eine Interventionspflicht für Frank-
reich ab. — Gefährlich wurden Laharpes haltlose Theorien
in dem Augenblick, da die französische Regierung nach einem
Vorwand suchte, um ihren Eroberungswillen zu beschönigen.

Die Beseitigung Barthélemys nun machte die Bahn für
die radikalen Direktoren vom Schlage Reubells frei. Die
leidenschaftliche Agitation Laharpes war diesen Männern er-
wünscht.

Laharpe holte, wenige Tage nach dem Staatsstreich, mit
einer neuen Denkschrift, die er dem Direktorium einreichte,
nochmals zum Schlage aus. Er sprach darin von der Mit-
schuld der schweizerischen Oligarchie an den englischen und
royalistischen Antrieben gegen Frankreich: das revolutions-
feindliche Regiment müsse durch eine Regierung des Volkes
ersetzt werden. Erst dadurch erhalte Frankreich seine Sicher-
heit. Dazu sei der Augenblick gekommen. Frankreich habe das
Recht, sowohl das Unterwallis als die bischöflich-baselschen
Lande, die nie zur Eidgenossenschaft gehört hätten, sich ein-
zuverleiben. Aus dem bernisch-freiburgischen Pays de Vaud
solle Frankreich eine waadtländische Republik bilden und sie
unter seine Garantie stellen. Von einer Einverleibung der
Waadt riet er ab. Dafür skizzierte er das Vorgehen. Eine
Petition der in Frankreich weilenden Waadtländer werde den
Anstoß geben, und das Direktorium könne seine Intervention
durch die Berufung auf alte Verträge rechtfertigen. Wenn
die neue Ordnung gestört und dadurch französische militärische
Intervention notwendig werde, solle der bernische Staatsschatz
dafür aufkommen.

Verfänglich in dieser Denkschrift war, daß Laharpe es
verstand, seine revolutionären Wünsche aufs engste mit den
Vorteilen Frankreichs zu verbinden. Der Weg war vor-
gezeichnet.

Diesen Weg beschritt nun auch Peter Ochs. Seine Gedankengänge vereinigten sich mit denjenigen Laharpes. Mit ihm theilte er den unverföhnlichen Haß gegen Bern und die Überzeugung, daß die bernische Oligarchie nicht nur eine Demokratisierung der Schweiz unmöglich mache, sondern eine fortdauernde Gefahr für das republikanische Frankreich bedeute.

Der Staatsstreich vom 18. Fructidor brachte Verwirrung in die Ratsfäle. Auch Ochs fand sich zunächst in der neugeschaffenen Lage nicht zurecht. Seine Fäden mit dem Direktorium waren zerrissen. In seiner Unsicherheit nun suchte er Verbindung mit dem waadtländischen Agitator, der mit Personen und Verhältnissen in Paris sehr wohl vertraut war, und der unverrückt seine Sache verfocht.

Vom elßässischen Habsheim aus — es war ein gewagtes Unterfangen, darum benützte er fremden Boden und durchstrich er seinen Namenszug fast bis zur Unleserlichkeit — schrieb Ochs einen Brief in lapidaren Sätzen an Laharpe (13. Oktober 1797). Darin bekannte er sich zu der Schrift des Agitators. Er unterstrich darin den gefährlichen Einfluß der schweizerischen Oligarchie auf die Geschichte Frankreichs. Wenn Laharpe nicht bis in einem Jahr zum Ziel komme, werde er, Ochs, auswandern.

Dem ersten folgte ein zweites Schreiben. Darin sprach er von dem Sieg der freiheitlichen Prinzipien in Frankreich. Dieselben Prinzipien müßten in der Schweiz von ihren Anhängern geheim gehalten werden wie ein Mysterium. Er, Ochs, werde verfolgt, beleidigt, aber eines Tages werde er vielleicht das Joch moralischer Versklavung von sich werfen. Die Aristokraten in der Schweiz hielten fest an ihrem Glauben, daß die Revolution überwunden und das Königtum in Frankreich wieder hergestellt werde. Barthélemy habe sie in ihrem Widerstand gegen das revolutionäre Frankreich gefestigt. Sie würden nie auf ihre Herrschaftsrechte über die Untertanen verzichten, nie die Rechtsgleichheit einführen wollen. Die ari-

stokratische Partei in Basel sei gefährlich wie ein freigelassener Tiger.

Die Revolutionierung der Schweiz sei aussichtslos ohne französischen Beistand. Wenn hingegen die französische Regierung den Willen dazu hätte, dann wäre die Durchführung leicht. Aber eben — die fünf Direktoren, der Minister des Auswärtigen, die ersten Generale wie Bonaparte und Augereau müßten den ernstlichen Willen dazu haben.

Man spürt den Briefen die innere Erregung an. Es handelt sich da nicht nur um ein politisches, sondern um ein persönliches Bekenntnis. Mit der Rückhaltlosigkeit und Teilnahme, die Vertrauen schenkt, um Vertrauen zu empfangen, kommt Dchs dem Waadtländer entgegen, bewundert, ordnet sich unter, bittet, wartet, im Gefühl, daß Laharpe der Überlegene sei. Er bedauert, daß er bisher an ihm vorbeigegangen. Jetzt findet er den Weg zu ihm, aus der Isoliertheit heraus und in einer trüblichen Stimmung der Haltlosigkeit und Verlassenheit. Damit beginnt die Geschichte einer Freundschaft, die dann über Rivalität und Zerrwürfnis mit öffentlicher Absage und mit altersmüder Versöhnung endigt.

Vom Direktorium erwartete Dchs die Entscheidung; die Generale — und dabei stellte er Augereau auf die gleiche Linie wie Bonaparte — kamen in seinen Augen nur als die ausführenden Organe in Betracht. Den ausschlaggebenden Einfluß Bonapartes kannte er nicht.

Er ahnte auch nicht, wie stark im Direktorium dieser Wille vorhanden und nur durch die politische Lage gebunden war, wie Widerstände beseitigt und wie Vorbereitungen getroffen wurden, die schweizerischen Regierungen über die feindseligen Absichten zu täuschen. Der Vorwurf, den Dchs erhob, daß die Schweiz ein Boulevard Oesterreichs und Bern das Zentrum der englischen Verschwörung sei, das war ja auch der gewichtigste Vorwurf, der im Direktorium selbst immer wieder ausgesprochen und als Argument für die französische Einmischung allen andern Gründen vorangestellt wurde.

Der Notruf des Baslers könnte als Äußerung der Verzweiflung aufgefaßt werden. Aber diese Verzweiflung ist nicht immer ernst zu nehmen. Sie soll vielmehr Laharpe antreiben, das Äußerste zu wagen. Sie soll dem Direktorium klarmachen, daß es den Rückhalt in der Schweiz verliere, wenn nicht sofort gehandelt werde. Ochs ward nicht müde, die These zu verfechten, daß die Konsolidierung der französischen Republik und die Sicherheit des Direktoriums auf dem Spiel stehe; um sie zu gewährleisten, müsse eine Umschaffung in der Schweiz vor sich gehen. Der bevorstehende Friede, der zu Rastatt sollte verhandelt werden, beunruhigte ihn. Denn wenn dort die Neutralität der Schweiz anerkannt wurde, dann war dies soviel wie eine Anerkennung der bestehenden Regierungsform, also eine Garantie für die Aristokraten. Alles blieb dann beim alten. Warum, so fragt Ochs vorwurfsvoll, gibt das Direktorium den bernischen Gesandten in Paris die ausdrückliche Zusicherung, daß sich die französische Regierung nicht in die Angelegenheiten der Schweiz einmischen werde? Das ist falsche Großmut. Will die glorreiche Republik auf kräftigste gestützt sein, dann muß sie die schweizerische Oligarchie stürzen. Es wäre den Franzosen ein leichtes, Freiheit und Gleichheit herzustellen. So aber werden die Freunde der Gleichheit zum Gelächter. Wer freien Geistes sei, dem bleibe nichts anderes übrig als auszuwandern.

Vom Direktorium erwartete Ochs das entscheidende Wort. Es entging ihm, daß der Friede von Campoformio das Werk Bonapartes war. In Paris lagen seine alten Verbindungen. Sein Auge war ganz nach dieser Richtung eingestellt. Wenn er seinen grido di dolore an Laharpe richtete dann setzte er sicherlich voraus, daß er von den Direktoren gehört und aufgenommen werde. Bonapartes politische Überlegenheit war ihm verborgen.

Er war von früheren Jahren her gewohnt, daß nach erfolgtem Regierungswechsel der Außenminister die Beziehungen des abgedankten Vorgängers zu ihm, dem Basler

Staatsmann, sorgfältig aufnahm. Daran änderte der 18. Fructidor nichts. Die Sorge, die ihn erfüllte, weil er einen seiner Briefe an Barthélemy unterwegs wußte zu eben der Zeit, als dieser Mann abgetan wurde, war unnötig. Reubell, der eine Aktion gegen die Schweiz längst plante, gab ihm schriftlich und persönlich die Zusicherung, nicht nur das verfloßene Triumvirat, sondern das ganze Direktorium kenne seine Ergebenheit für die Republik. Es habe ja auch greifbare Beweise dafür in der Hand. Reubell begünstigte offenkundig den Neffen des Baslers, der sich zur Zeit des Staatsstreiches in Paris befand, und ließ dem Onkel sagen, wie sehr er, der Direktor Reubell, Dchs verbunden sei, und wie sehr er hoffe, daß der 18. Fructidor an der Unhänglichkeit des Oberstzunftmeisters an die Sache der Freiheit nichts ändere. Das heißt: an seiner Hingabe an Frankreich.

Vollends Mengaud bezeugte sein ganzes Vertrauen. Die offiziellen Depeschen aus Frankreich wurden während Mengauds Abwesenheit nicht etwa an die französische Kanzlei in Basel, sondern an die Privatadresse von Dchs geleitet.

Aber unerklärlich blieb Dchs die Zurückhaltung des Direktoriums, da doch Laharpe auf eine Entscheidung drängte und auf das Einverständnis des Baslers sich stützen konnte. Er wurde mißtrauisch, gab deutlich zu verstehen, daß er auf seiner Bahn immer noch zurück könne. Er werde schließlich mit den Wölfen heulen, um nicht von ihnen gefressen zu werden. Als Angehöriger der Regierung könne er auf eine Revolution verzichten, ohne eine Einbuße zu erleiden!

Dabei merkte er nicht, daß das Direktorium ihn ebenso nötig hatte, wie er das Direktorium. Unmerklich schloß sich der Kreis: Reubell-Laharpe-Dchs. Aber den Ausschlag gab doch erst der siegreiche General, der mit der Überlegenheit des kaltberechnenden Verstandesmenschen und mit der Fähigkeit, Pläne bis zu ihrer Reife zu hüten, auf kategorische Weise handelte. In Italien hatte er Republiken zerstört und eine neue Republik, nach französischem Muster, gegründet. Er

hatte, als Schiedsrichter über das Veltlin und die Bündner Herren, das Wort gesprochen, ein Volk könne ohne Verletzung des öffentlichen und des natürlichen Rechtes nicht Untertan eines andern sein. Dies Wort schloß ein ganzes Programm in sich. Hatte nicht auch Peter Ochs seit Jahren die Aufhebung der Untertänigkeit und die politische Gleichheit verlangt? Gleichstellung der Landschaft mit der Stadt, der gemeinen Herrschaften mit den regierenden Orten der Eidgenossenschaft!

Aber der Schöpfer der Cisalpinischen Republik schien sich um das Schicksal der gemeinen Herrschaften in der Eidgenossenschaft nicht zu kümmern. Er gab den Aristokraten gute Worte. Und jetzt, nach Beendigung der Friedensverhandlungen mit Osterreich, machte er sich auf den Weg nach Rastatt, wo der Friede mit dem Reiche sollte geschlossen werden.

General Murat reiste ihm voraus. In Basel wußte er von der Begeisterung zu berichten, die im Waadtland auf Bonaparte warte. Man sehe in ihm den Verteidiger der Freiheit und Gleichheit. Daß er seinen Weg durch die Schweiz wähle, das gelte in den Augen des unfreien Volkes als Aufforderung an die schweizerischen Regierungen, sich zu den Grundsätzen der französischen Regierung, d. h. zur Demokratie zu bekennen.

So verheißungsvoll die Botschaft klang: Ochs glaubte ihr nicht. Er sah, wie die Aristokraten aus dem Abschluß des Friedens die sichere Hoffnung gewannen auf den Fortbestand der bisherigen Regierungsform. Die Erwartungen der Patrioten dagegen, denen Bonaparte ein nachdrücklicher Helfer sein sollte, trafen ins Leere. Die Angst kam über den Basler Oberstzunftmeister, daß Bonaparte sich nicht nur den Patrioten versagen, sondern daß er geradezu die Aristokraten seines Schutzes versichern werde.

Er hatte allen Grund zur Beunruhigung. Denn um dieselbe Zeit empfing Bonaparte (Anfang November) die eidgenössischen Repräsentanten, die in die tessinischen Vogteien

geschickt waren, mit überraschender Höflichkeit, so daß die Aristokraten beruhigt, die Patrioten vollkommen verwirrt wurden. Der Basler Franz Bernhard Sarasin, der als Freund Oesterreichs bekannt war, wurde mit Auszeichnung behandelt. Er saß bei Tische an der Seite des Generals, der ihn selbst bediente und der sich ausschließlich mit ihm unterhielt, dabei Gegenstände von solcher Tragweite beredete, daß Sarasin sie nicht dem Papier anzuvertrauen wagte. Während das Direktorium in Paris der Berner Gesandtschaft das förmliche Versprechen gab, daß sich Frankreich nicht in die innern Angelegenheiten der Schweiz einmische, erhielt Sarasin von Bonaparte in Mailand die Versicherung, daß die Schweiz nicht nur in ihrem ganzen Besitzstand solle erhalten bleiben, sondern daß sie noch durch linksrheinisches Gebiet — durch das bisher österreichische Fricktal — solle vergrößert werden. Und diese Gunst wurde nicht etwa eingeschränkt durch die Forderung, daß die Schweiz von den aristokratischen Regierungsformen zur repräsentativen Demokratie übergehe. Das Gerücht verlautete vielmehr, Bonaparte wolle von einer demokratischen Umgestaltung der eidgenössischen Orte nichts wissen. Eher handle es sich darum, im Interesse der Schweiz und Frankreichs die patriotisch, d. h. revolutionär gesinnten Magistrate zu beseitigen.

Ochs sah alles im Dunkeln. Verzweifelt schrieb er an Laharpe, ein einziges Mittagessen habe vielleicht auf alle Zeiten über das Schicksal der wirklichen Schweizer entschieden. Wäre Bonaparte besser beraten gewesen, dann hätte er anders zu Sarasin gesprochen. Er hätte gesagt: Euer Ruhm besteht darin, von euch aus das zu tun, was man euch eines Tages zu tun zwingt. — Eine solche Ansprache, dazu ganz bestimmte Forderungen aus Paris, Schritte der französischen Agenten, Artikel der Zeitungen; das wären die Voraussetzungen einer energischen Aktion gewesen. Sie wäre durch die Generale aus der französischen Nachbarschaft durchgeführt worden. Ochs dachte dabei an Hüningen, an General Dufour. Ein Unter-

nehmen ganz im Sinne Mengauds, der sich die Umwandlung nicht ohne das brutale Zugreifen französischer Truppen denken konnte.

Seit Mitte November wartete man in Basel darauf, den General fürsilich zu empfangen. Am 17. November verreisten die beiden an die Grenze deputierten Herren, Meister Hagenbach und Deputat Gemuseus, nach Langenbruck. Sie waren von zwölf Dragonern mit einem Offizier begleitet. In Waldenburg waren 36 Pferde und ebensoviele in Liestal für Bonaparte bereitgestellt. In jedem Dorf, das an der Reiseroute lag, waren 24 Mann zur Parade aufgeboten. In Liestal mußten mindestens 100 Mann unters Gewehr treten. Das Jägerkorps der Freikompagnie sollte ihn beim Roten Haus empfangen. Die Wache unter den Toren wurde verstärkt. Vor dem Gasthaus zu den drei Königen versah eine Ehrenwache von 50 Mann den Ehrendienst. Dort sollte ihm auch eine Parade abgehalten werden. Die Begrüßung wurde den beiden „alten Häuptern“, dem Bürgermeister Burtorf und dem Oberstzunftmeister Ochs, übertragen, die von vier Geheimräten begleitet waren. Altbürgermeister Burtorf hat den in solchen Dingen wohlgeübten Ochs, ihm die Anrede an den General aufzusetzen.

Aber Bonaparte kam nicht. Es verlautete, er habe seinen Weg über Besançon gewählt. Die Patrioten waren über sein Ausbleiben keineswegs betrübt. Sie freuten sich vielmehr, daß ihm Bern keine Ehren erweisen könne. Fürchteten sie doch, daß er für ihresgleichen unzugänglich wäre, da ihn die Aristokraten förmlich umstellten. Es war ein böses Zeichen der Zeit für die Anhänger der Reform, daß es die Berner wagen durften, den erbittertsten Feind von Ochs, den Bannerherrn Fischer, als Sprecher ihrer für Bonaparte bestimmten Deputation zu bezeichnen. So sicher fühlten sich die aristokratischen Regierungen, daß bereits die Rede ging, man müsse von der französischen Regierung die Auslieferung des unerträglichen Heßers Laharpe verlangen.

Im Buhlen um die Gunst Bonapartes waren die Aristokraten im Vorsprung. Und von Bonaparte erwarteten sie, daß er der feindlichen Politik des Direktoriums entgegentrete. Daß er sich in seinem Dekret vom 10. Oktober 1797 auf die Seite der bündnerischen Untertanen gestellt und das öffentliche und natürliche Recht proklamiert hatte: das weckte wohl Erwartungen und Hoffnungen bei den schweizerischen Untertanen. Aber erst eine spätere Zeit, die den Überblick über Bonapartes Politik gewann, legte diesem Vorgang eine weitreichende symbolische Bedeutung zu. Der Veltlinerhandel lag den Eidgenossen zu fern, als daß sie die Tragweite völlig erfaßt hätten, und es entging ihnen nicht, daß Bonaparte in Mailand gerade die Patrioten seine starke Hand fühlen ließ. Von Revolutionierung wollte er nichts wissen. Er übte strenges Regiment und — vor allem — er war der Mann der Ordnung und war der Friedestifter.

Drohte der Eidgenossenschaft Gefahr, dann nahm diese ihren Ausgangspunkt von Paris. Reubell galt als der Allmächtige. Sogar der unermüdlche Ebel, der von Paris gegen die unverbesserlichen Staatsperücken eiferte und als einziges Heilmittel durchgreifende Reformen, vor allem die Aufhebung der Untertanenverhältnisse nahelegte — er war der Meinung, man müsse Bonaparte dafür gewinnen können, daß die Unabhängigkeit der Schweiz erhalten bleibe. Nicht der General, sondern Reubell war in Ebels Augen der gefährliche Attentäter, der es auf die Schweiz abgesehen habe. Gegen Reubell soll von den Schweizern Bonaparte ausgespielt werden. Denn auf diesen müsse das Direktorium Rücksicht nehmen.

Es gewann geradezu das Ansehen, als ob Bonaparte noch der Retter der Oligarchie sein werde. Er, der ja unzweideutig von der Jakobinertradition sich abhob, indem er es ablehnte, Citoyen genannt zu werden. Als Citoyens werden auf den Verzeichnissen der Absteigequartiere seine Offiziere genannt. Bonaparte nicht. Er ist der General!

Ochs glaubte nicht minder als Ebel an die ausschlaggebende Macht Reubells. Rieten Ebel und seine Gesinnungsfreunde, sich mit dem Direktorium gut zu stellen, sich durch die Vermittlung von Barras und Lugereau den General Bonaparte günstig zu stimmen, so erhoffte Ochs alles von den radikalen Direktoren, vor allem von Reubell. Jetzt, da alles in Spannung war, drängte er auf eine Entscheidung aus Paris. Er bestürmte Laharpe, der in seinen Augen der Regenerator der Schweiz war, durch seinen Einfluß beim Direktorium zu verhindern, daß die französische Regierung auf dem Rastatter Kongreß den gegenwärtigen Bestand der Schweiz und die Regierungsform garantiere. Deutlich spricht aus seinen Zeilen das Mißtrauen gegen den französischen Unterhändler — gegen Bonaparte. Er war überzeugt, daß die aristokratischen Regierungen — Bern voran — die Absicht verfolgten, ihre Interessen dem General Bonaparte zu empfehlen. Er hielt es deshalb für die Aufgabe des Direktoriums, zu sorgen, daß sein Bevollmächtigter vor Täuschungen bewahrt bleibe.

Die Beängstigungen des Oberstzunftmeisters, daß der glorreiche General sich mit den patrizischen Regierungen verständigen könne, waren keineswegs absurd. Sie verraten vielmehr die allgemeine Verwirrung, die einander entgegengesetzten Meinungen und die Unsicherheit des Urteils auch in regierenden Kreisen. Seitdem Osterreich Frieden geschlossen hatte, fühlten sich die schweizerischen Regierungen verraten. Das alte Mißtrauen gegen Habsburg wurde wieder lebendig. Man sprach davon, daß Osterreich im Friedensvertrag Zugeständnisse gemacht habe, wonach die Schweiz durch Frankreich aufgeteilt würde. Jedenfalls traute man dem Kaiser fortan die schlimmsten Absichten zu. Der durch Jahre hindurch genährte Glaube, daß die Revolution doch noch überwunden und das Königtum wieder hergestellt werde, war zuschanden geworden. Es blieb jetzt wirklich nur noch die Hoffnung, daß der Gegensatz zwischen dem Draufgänger Reubell und dem General Bonaparte vorteilhaft könne ausgenützt werden.

Aus bloßer Hilflosigkeit glaubte man an seine Versicherungen, daß die Schweiz keinen Zoll Land einbüßen solle.

Als Ochs aus Bern die Mitteilung erhielt, Murat habe dem Schultheißer Steiger seine Aufwartung gemacht — und das war ja erst das Vorspiel zum Empfang Bonapartes! — da entschloß er sich zum Handeln. Unter dem Drucke des Waadtländers, oder aber selber einen Druck ausübend, kündigte er Laharpe an, daß er mit energischen Freunden über das Vorgehen einen Plan entwerfe. Laharpe solle Weisungen erteilen. Seine Ergänzungen und Korrekturen werde er benutzen und sich mit ihm über die Art der Ausführung und über den Zeitpunkt verständigen.

Damit stellte sich Ochs unter Laharpes Leitung. Er anerkannte damit dessen persönliche Überlegenheit und rechnete mit seinem Einfluß auf das Direktorium.

Noch einmal mußte Ochs den Eindruck gewinnen, daß die Politik ausschließlich vom Direktorium aus geleitet werde. Am 23. November nämlich erfuhr er durch den französischen Kommissär Mengaud selbst, daß dieser die Basler Regierung veranlassen solle, eine der französischen Regierung genehme Persönlichkeit nach Paris abzuordnen, um über die Abtretung des Fricktals zu verhandeln.

Das französische Direktorium aber stellte nun selber den engeren Zusammenhang her. Am 23. November, einen Tag vor der Ankunft Bonapartes, erfuhr der Oberstzunftmeister Ochs durch den französischen Kommissär Mengaud, die französische Regierung wünsche seine Anwesenheit in Paris. Diesem Wunsche wurde am folgenden Tag durch einen größern, als selbst Reubell war, Nachdruck verliehen.

Mit Unbehagen sah Ochs dem Tag entgegen, da der General, der am 21. November in Genf eingefahren war und mit aller Bestimmtheit angekündigt wurde, die Rheinstadt erreichte. Aber durch die Reise Bonapartes wurden die trostlosen Wahngelüste des von Zweifeln so lange gequälten Mannes gründlich zerstört. Es war auffällig, wie der General

die Hulldigung des bernischen Waadlandes entgegennahm, die Zähringerstadt aber nur flüchtig berührte und jede Begegnung mit dem Schultheissen mied; auffällig, wie er auch die Solothurner Oligarchen keines Blickes würdigte, sich auf der baslerischen Landschaft dagegen, in Liestal, mit Kanonendonner und Parade und Ansprache feiern ließ. Und in Basel saß nun der Obristzunftmeister Peter Ochs, der sich über das Diner Bonapartes zu Mailand geärgert hatte, an der Seite des Generals, und er konnte ihm alles sagen, was er auf dem Herzen hatte. Der General verstand auch seine bloßen Andeutungen. Er sprach mit ihm über Laharpe, und er ließ es nicht an Lob und Zustimmung fehlen. Er freute sich noch nachträglich über die begeisterte Aufnahme, die ihm in Lausanne zuteil geworden war, er wiederholte, daß dort „à bas les émigrés“ gerufen wurde. — „Hätten die Feinde Frankreichs gesiegt“, sagte er, „dann wäre Basel ein Reichslehen geworden oder hätte ein oligarchisches Regiment erhalten.“ Er warf die Frage über den Tisch: „Was gibt uns Basel gegen das Fricktal?“ Und er setzte damit die baslerischen Deputierten in Verlegenheit. Er ängstigte sie, ohne es zu wollen, als er sagte, auf seiner ganzen Reise habe er nur zwei Republiken angetroffen: Basel und Genf. Damals aber erlag Genf den revolutionären französischen Umtrieben und verlor seine alte Selbstständigkeit. Tröstlich war, daß er auf das dauerhafte Wohl der Stadt und Landschaft Basel trank. „Besonders gerne unterhielt er sich mit unserm verdienstvollen Herrn Obristzunftmeister Ochs“, schreibt ein Zeitgenosse. „Er habe ihm zu mehreren Malen die Versicherung gegeben, daß er, so viel es auf ihn ankomme, alles, was zur Wohlfahrt Basels dienen könne, befördern werde.“

Über eine halbe Stunde unterhielt er sich in einem besondern Zimmer mit Mengaud.

Als er die Reise fortsetzte, gaben ihm die baslerischen Deputierten und die Chasseurs das Geleite. Das Volk drängte sich ihm zu und, was für Basel und die von Natur gemessene

Zurückhaltung seiner Bürger viel sagen will: es jubelte Vivat Bonaparte, als er in den Reisewagen stieg und über die Rheinbrücke fuhr, auf der sich die Menschenmenge gefährlich stautete. So kurz sein Aufenthalt gewesen, so prägte er sich doch den Zeitgenossen ein, sie vergaßen seine eigenartige Erscheinung nicht wieder, das gelbliche Angesicht, den feurigen Blick der tiefliegenden Augen, das ernsthafte aber jeden Stolzes bare Wesen, das einfache Kleid, den scheinbar kränklich schwachen Körper. Er spreche wenig, aber mit vielem Nachdruck, und sei immer im Denken begriffen. So schildert ihn ein sorgfältiger Beobachter.

Vor allem aber war Peter Dchs zu Ehren gezogen. Nun war es an den Aristokraten, zu jammern, wie doch ein einziges Festmahl über das Geschick des Landes entscheiden könne. Und weder die einen noch die andern merkten, daß sich Bonaparte überhaupt nicht in seinen Plänen beeinflussen ließ, daß er vielmehr Regisseur war und nach seinem Willen und Plan die Fäden verknüpfte.

Er war der erste der politischen Generäle, die von da an den schweizerischen Regierungen ihren Gang vorzeichneten.

Der 24. November 1797 war für Dchs ein Tag der Freude. Vielleicht der schönste Tag seiner politischen Laufbahn. Denn durch das Vertrauen, das ihm der erste Mann Frankreichs entgegenbrachte, wurde er auffällig aus der Reihe seiner Mitbürger emporgehoben. Wer gehofft hatte, daß durch Barthélemys Sturz auch über Dchs das Urtheil gefällt sei, und wer gehofft hatte, daß Bonaparte die oligarchischen Regierungen stützen werde, der sah sich jetzt getäuscht. General und Direktorium der großen Republik standen sichtbar hinter dem Oberstzunftmeister. Seine Politik erhielt hier, im Gasthaus zu den drei Königen, wieder einmal die Weihe. Die Gegner mußten verstummen.

So dunkel die Schatten waren, die noch vor kurzem sein Gemüt verdüstert hatten, so groß und strahlend war jetzt sein Glück. Bonaparte hatte sich so deutlich auf die Seite der

Patrioten gestellt, daß diese wieder festen Boden fühlten. Dchs gewann seine frühere Zuversicht wieder. Die Erfüllung seines Wunsches war in die Nähe gerückt. Die Umschaffung zur repräsentativen Demokratie mußte gelingen.

Nie wieder ward ihm eine ähnliche Stunde zuteil. Denn diese Auszeichnung traf einen Mann, der noch frei, nur seinem Gewissen gehorchend, handeln konnte. Er genoß das volle Bewußtsein eigenen Wertes.

Es blieb ihm noch verborgen, daß diese Auszeichnung, indem er sie ergriff, in Verpflichtungen und Verschlingungen hineinführte, die ihm schon deshalb verhängnisvoll werden mußten, weil die Machtmittel des Staatswesens, das er vertrat, zu geringfügig waren. Die Bundesgenossenschaft Basels konnte zeitweilig erwünscht sein, aber sie war nicht eine Notwendigkeit. Und seine Feindschaft war nicht zu fürchten.

Der 24. November war der Anfang und Ausgangspunkt der schweizerischen Revolution. Alles, was sich nachher in Paris entwickelte und auf die ganze Schweiz sich auswirkte, war Fortsetzung und Folge.

Am 24. November 1797 verstummten die politischen Gegner des Oberstzunftmeisters Dchs. Die Mission nach Paris wurde ihm übertragen. Er sah darin Ehre, Macht, Erfolg, bis er erkannte, wie sehr sein Name und sein Idealismus mißbraucht wurden. Der 24. November war für ihn ein Verhängnis. Er selber allerdings begann an jenem Abend seine klassisch prägnanten Zeilen an Laharpe mit den Worten: C'était un jour de bonheur.

*

Anmerkung.

Die vorliegende Darstellung gründet sich hauptsächlich auf die noch ungedruckten Briefe, die ich im zweiten Band der Korrespondenz des Peter Dchs zu veröffentlichen gedenke, ferner auf das einschlägige Altmaterial im Basler Staatsarchiv. Angabe der gedruckten Quellen bei Dierauer, Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft IV; Büchi, Vorgeschichte der Helvetischen Revolution. Vgl. auch Alb. Burckhardt, Die Revolution zu Basel 1798, im Basler

Jahrbuch 1899. — Von einer Retognoszierungsreise redet Dechslı, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert I, 113. Vgl. daneben G. Steiner, Napoleons I. Politik und Diplomatie in der Schweiz I 6ff. — Urteile Ebels bei Strickler, Aktenammlung aus der Zeit der Helvetischen Republik I, 40ff. — Ernennung Dchs' zum Deputierten nach Paris: Hans Barth, Untersuchungen zur politischen Tätigkeit von Peter Dchs usw., im Jahrbuch für schweiz. Geschichte 1901. Dchs schreibt in seinem Tagebuch sinngemäß richtig, daß Er nach Paris gehen müsse. Genau so hat der Bürgermeister die Aufforderung des Direktoriums aufgefaßt, das keinen bestimmten Namen aussprach. Dchs war nicht nur durch seine früheren Missionen nach Paris dazu prädestiniert, sondern so oft von der Sendung eines Abgeordneten nach Paris die Rede war, wurde offenkundig oder stillschweigend Dchs als der genehme und geeignete Mann angesehen. Mengaud macht unnötige Geschichten, wenn er sich später das Verdienst zuschreibt, die Basler Regierung auf Dchs gestossen zu haben. Offiziell vertrat Basel die Auffassung, daß es ganz einfach zur Absendung eines Delegierten aufgefordert war. Was Bonaparte und Mengaud in der privaten Besprechung festlegten, die während des Basler Aufenthaltes stattfand, entzieht sich unserer Kenntnis. Es wird sich in der Hauptsache um Informationen gehandelt haben, die Bonaparte wünschte. Er selber war nicht der Mann, seine eigenen Absichten bloßzulegen. Daß Mengaud in diese Absichten nicht eingeweiht wurde, ergibt sich sowohl aus seinem Briefwechsel als auch aus dem Gegensatz, der sich zwischen ihm und dem Direktorium bildete.
